

Rose
Tremain

Der unaus-
weichliche
Tag

Roman

suhrkamp nova



subrkamp nova

Rose Tremain
Der unausweichliche Tag

Roman

Aus dem Englischen von
Christel Dormagen

Suhrkamp

Die englische Originalausgabe
Tresspass
erschien 2010 bei Chatto & Windus, London.
Copyright © Rose Tremain 2010

Umschlagfoto: Eberhard Grames

suhrkamp taschenbuch 4220

Deutsche Erstausgabe

Erste Auflage 2010

© der deutschen Ausgabe

Suhrkamp Verlag Berlin 2011

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

Umschlag: Göllner, Michels, Żegarzewski

ISBN 978-3-518-46220-1

I 2 3 4 5 6 – 16 15 14 13 12 11

Der unausweichliche Tag

Für Richard, in Liebe

Das Mädchen heißt Mélodie.

Es ist lange her, Mélodie war noch gar nicht geboren, da hatte ihre hübsche Mutter sich als Komponistin versucht.

Mélodie ist zehn Jahre alt, und sie will ein Sandwich essen. Sie klappt die beiden Hälften auseinander und starrt auf den feuchten rosa Schinken dazwischen und auf den ekligen grau-grünen Schimmer auf dem Schinken. Überall um sie herum, im vertrockneten Gras und in den verdorrten Bäumen, machen Grillen und Grashüpfer jenes Geräusch, das sie nicht mit ihrer Stimme (sie haben keine Stimme, hat man Mélodie erklärt), sondern mit ihren Körpern machen, ein Körperteil schwingt dabei gegen einen anderen. Hier ist alles lebendig, flattert und schwirrt von einer Stelle zur anderen, denkt Mélodie, und sie hat Angst, dass plötzlich eines dieser Insekten auf ihrem Sandwich landet oder auf ihrer Wade oder sich mit den Beinen in ihren Haaren verheddert.

Mélodies Haar ist schwarz und seidig. Während sie auf den glitschigen Schinken schaut, spürt sie, wie Schweiß aus ihrer Kopfhaut kommt. Schweiß ist eine kalte Hand, die einen streicheln will, denkt sie. Schweiß ist etwas Seltsames in einem drin, das von einer Stelle zur anderen kriechen will ...

Mélodie legt das Sandwich in das staubige Gras. Sie weiß, im Nu werden Ameisen da sein, um das Brot herumwimmeln und es wegzutragen versuchen. In Paris, wo sie früher wohnte, gab es keine Ameisen, aber hier, wo ihre neue Heimat ist, gibt es mehr Ameisen, als man überhaupt zählen kann. Sie kommen aus der Erde und gehen wieder dahin zurück. Man findet sie, wenn man gräbt: eine kompakte Masse, schwarz und rot. Der Spaten würde da mitten hindurchstechen. Wahrscheinlich müsste man noch nicht einmal sehr tief graben.

Mélodie hebt den Kopf und blickt hoch zu den Blättern der Eiche.

Diese Blätter färben sich schon gelb, als wäre es längst Herbst. Der Wind, der Mistral heißt, bläst durch den Baum, und die Sonne wandert immer weiter und durchlöchert den Schatten, und immer ist hier etwas in Bewegung, nie kehrt Ruhe ein.

»Mélodie«, sagt eine Stimme. »Ist alles in Ordnung? Magst du dein Sandwich nicht?«

Mélodie dreht sich um zu Mademoiselle Jeanne Viala, ihrer Lehrerin, die wenige Schritte entfernt auf einer Decke im Gras sitzt. Einige der kleineren Kinder hocken in ihrer Nähe, und alle füttern brav ihre Baguettes.

»Ich habe keinen Hunger«, sagt Mélodie.

»Wir hatten einen langen Vormittag«, sagt Mademoiselle Viala. »Versuch wenigstens ein paar Bissen.«

Mélodie schüttelt den Kopf. Manchmal ist es schwierig zu sprechen. Manchmal ist man wie ein Insekt, das keine Stimme hat, sondern Körperteile aneinanderreiben muss. Und um einen herum bläst immerzu der Mistral, und immerzu fallen Herbstblätter, obwohl es doch Hochsommer ist.

»Komm und setz dich zu uns«, sagt Mademoiselle Viala. »Wir trinken jetzt alle etwas Wasser.«

Die Lehrerin befiehlt einem der Jungen, Jo-Jo (er gehört zu denen, die Mélodie ärgern und hänseln und ihren schicken Pariser Akzent nachäffen), ihr die Picknicktasche zu reichen. Mélodie steht auf und lässt ihr Sandwich im Gras liegen, und Mademoiselle Viala zeigt mit der Hand neben sich, und Mélodie setzt sich dort neben die Lehrerin, die sie eigentlich mag, die aber heute Morgen Mélodie verraten hat ... ja, verraten, ... weil sie Mélodie gezwungen hat, Dinge zu sehen, die sie gar nicht sehen wollte ...

Mademoiselle Viala trägt eine weiße Leinenbluse, Jeans und weiße Segelschuhe. Ihre Arme sind weich und braungebrannt, und ihr Lippenstift ist leuchtend rot. Sie hätte gut aus Paris sein können. Sie holt eine kleine Flasche Evian aus der unhandlichen Tasche und reicht sie Mélodie.

»Hier«, sagt sie. »Für dich.«

Mélo die presst die kühle Flasche gegen ihre Wange. Sie sieht, dass Jo-Jo sie anstarrt. Diese gemeinen Jungen können völlig unschuldig gucken, so unschuldig, als wüssten sie ihren eigenen Namen nicht.

»So«, sagte Jeanne Viala mit ihrer Lehrerinnenstimme, »ich bin mal gespannt, wer mir sagen kann, wie Seide hergestellt wird, nachdem wir nun alle die Ausstellung im Museum gesehen haben.«

Mélo die schaut weg, nach oben, zur Seite, in die Ferne zum hüpfenden Licht, zum unsichtbaren Wind ... Um sie herum heben die Kinder ihre Arme, ganz wild darauf, Mademoiselle Viala zu erzählen, was sie wissen oder was sie, wie Mélo die argwöhnt, *schon immer* gewusst haben, weil sie ein Teil dieser Landschaft sind und hier geboren wurden.

Jo-Jo sagt: »Seide wird von Raupen gemacht.«

Wie die anderen hat er es schon immer gewusst. Jeder hier weiß es von seinen Großeltern oder den Urgroßeltern, und nur sie, Mélo die Hartmann aus Paris, hat sich noch nie Gedanken darüber gemacht ... bis heute nicht, bis Jeanne Viala mit den Kindern das Museum der Cévenoler Seidenproduktion in Ruasse besucht hat ...

»Gut«, sagt Mademoiselle Viala. »Schreit nicht alle durcheinander. Jetzt *du*, Mélo die. Stell dir vor, du wolltest gesunde Seidenraupen züchten, was müsstest du als Erstes tun, nachdem du die Eier gekauft hast?«

Als Erstes. Sie blickt auf ihre Hände, die schmutzig sind, von Schweiß und Staub – von menschlichem Dreck.

»Sie warmhalten ...«, flüstert sie, mit einer Stimme, dünner als die irgendeines winzigen Tiers, das zwischen zwei Getreidehalmen wohnt oder unter einer Baumwurzel.

»Ja«, sagt Jeanne Viala. »Gut. Und wie würdest du das machen?«

Mélo die würde gern sagen: Ich habe schon geantwortet. Das

habe ich doch. Mehr möchte ich darüber nicht sagen. Aber sie blickt einfach weiter auf ihre schmutzigen Hände, die die Evian-Flasche halten.

»Ich weiß es!«, sagt Jo-Jo.

»Wir wissen es!«, sagen zwei Mädchen, zwei unzertrennliche Freundinnen, Stéphanie und Magali.

»Na, dann erzähl du es uns, Magali«, sagt Jeanne Viala.

Magalis Gesicht ist puterrot, ganz heiß vor Stolz und Verlegenheit. »Das hat meine Oma mir erzählt!«, platzt sie heraus. »Man tut sie in einen Beutel, und den steckt man dann in die Unterhose!«

Als alle um sie herum in Lachen ausbrechen, steht Mélodie auf. Ihre Beine fühlen sich wackelig an, aber sie entfernt sich, so schnell sie kann, von all den lauten Kindern.

Rotrückige Grillen springen und flitzen vor ihr her. Sie bricht sich einen Zweig mit einer spröden Samenkapsel an der Spitze und versucht, die Insekten damit zu vertreiben. Sie hört die Lehrerin nach ihr rufen, aber sie dreht sich nicht um. Bestimmt weiß Jeanne Viala ... ganz bestimmt tut sie das ... dass man Heimweh nach Paris hat, wenn man sein Leben lang dort gewohnt hat – zehn ganze Jahre –, Heimweh nach der Stadt, nach einem hübschen, sauberen Zimmer mit Teppichboden in einer hübschen Wohnung, und dass man nicht über Raupen reden möchte, die in einem Beutel unter dem Rock wimmeln. Denn natürlich ist Paris ja nicht einfach verschwunden. Es ist immer noch da. Die Straße ist da. Die Wohnung ist da. Das Zimmer, das einem gehört hat. Und nur man selber wird nie mehr dahin zurückkehren. Nie mehr. Weil Papa etwas »Großartiges« in Aussicht gestellt worden war. Weil ihm eine Beförderung angeboten worden war. Man hatte Papa zum Leiter des Labors für medizinische Analyse in Ruasse ernannt. *Leiter*. »Das ist fantastisch«, sagt Maman. »Du musst begreifen, dass das eine einmalige Chance ist.« Aber dann bedeutete es einfach nur, dass ... es Paris nicht mehr gibt. Jetzt gibt es ein Haus aus di-

cken Steinen, irgendwo ganz allein in einem schattigen Tal. Stechmücken sirren durch die dunklen, heißen Nächte. Das Haus ist ein *mas*, was »Mass« ausgesprochen wird. In den Ritzen zwischen den Steinen, wo der Mörtel bröckelt oder schon herausgefallen ist, verstecken sich Skorpione vor der Sonne. Und manchmal sitzt einer, schwarz und tödlich, an der Wand im Zimmer, und Papa muss kommen, und ...

... er bringt einen Holzklopfer oder einen Hammer. Blut steigt ihm ins Gesicht.

Der Schlag mit dem Hammer hinterlässt einen Abdruck auf der verputzten Wand.

»So«, sagt er, »alles wieder in Ordnung. Da ist nichts mehr.«
Nichts mehr.

Kein Heimweg mehr von der Schule, vorbei am Optikergeschäft, dem Blumenladen und der Pâtisserie an der Ecke. Keine Winterabende mehr, wenn der Pariser Himmel über den Häusern in einem elektrischen Blau leuchtet.

Kein Ballettunterricht mehr, kein Schwimmtraining, keine Geigenstunden. *Nichts mehr.*

Mit ihrem Samenkapselstock wedelt Mélodie sich ihren Weg zwischen den Grashüpfern frei.

Sie öffnet ein rostiges Eisentor und betritt eine Weide mit hohem Gras, strebt in den Schatten, zu den gelb werdenden jungen Eschen, einem Ort, wo sie allein sein und ihr Wasser trinken kann. Die Lehrerin ruft nicht mehr nach ihr. Vielleicht ist Mélodie weiter gelaufen, als sie gemerkt hat. Es ist windstill und ruhig. Als wäre der Mistral gestorben.

Mélodie öffnet die Wasserflasche. Sie kühlt nicht mehr, ist dafür schmutzig von ihren Händen und riecht nach Plastik. So sollte sie eigentlich nicht riechen, aber hier, wo die Natur so ... bestimmend ... so ... *überall* ist, riecht sie nach menschengemachtem Plastik. Nur hier, wo die Natur die Erde und die Luft und den Himmel erfüllt. Wo die Augen voll von ihr sind. Wo man sie im Mund schmecken kann ...

Mélocie hat das Wasser schon halb ausgetrunken, da hört sie ein neues Geräusch.

Menschen, die im Radio reden? Eine von diesen Diskussionen, irgendwo weit weg, über Politik oder über das Leben von irgendwelchen berühmten Menschen? Eine Unterhaltung, die eigentlich nicht für ihre Ohren bestimmt ist?

Sie hört auf zu trinken und horcht. Nein. Keine Menschen. Etwas, das plappert wie Menschen, aber doch keine Menschen ... außer, sie sprechen in einer Sprache, die Mélocie noch nie gehört hat ...

Sie schaut über die Weide hinweg, bis dorthin, wo sie in einem Streifen aus nesselgrünem Unkraut mit fedrigen Blättern endet. Das Unkraut wächst in so dichten Büscheln, dass es fast unmöglich scheint, da durchzukommen. Aber Mélocie ist fest entschlossen, die Ursache dieses neuen Geräuschs zu entdecken, und so läuft sie darauf zu. Sie hat immer noch ihren Stock. Sie fängt an, das Unkraut plattzuprügeln. Sie denkt: So muss man diesen Ort behandeln, dieses Land der Cevennen. Man muss es prügeln! Aber da schlägt es zurück. Der Stock bricht. Und so beginnt Mélocie, sich mit ihren weißen Turnschuhen einen Weg durch das Unkraut frei zu trampeln und zu treten. Die Schuhe sind in Paris gekauft und nicht mehr weiß. Sie macht große Schritte. Sie merkt, dass sich der Boden unter ihren Füßen allmählich senkt. Eine der Eschen zittert zwischen ihr und der Sonne wie ein sehr dünner Vorhang, der um ihren Kopf gezogen ist.

Jetzt ist sie unsichtbar. Weder die Lehrerin noch die anderen Kinder können sie sehen. Sie, die anderen – jeder Einzelne von ihnen –, haben das mit den alten Frauen gewusst, die unter ihren schweren Röcken Würmer ausbrüten, weiße Würmer am weißen Fleisch ihrer Bäuche, ihrer Schenkel, aber keiner ist bis hierher vorgedrungen, hat gewagt, hierherzukommen und das Unkraut zu prügeln, es niederzutampeln und sich einen Weg zu bahnen bis ...

... zu einem kurvigen Strand mit grauen Steinen und feinem Kies. Und dort, noch hinter dem Kies, gleitet strudelnd ein schmaler Bach an großen Felsblöcken vorbei. Kein Fluss. *Tut aber wie ein Fluss, spricht mit sich selber* in der Sprache eines Flusses, ist aber von der Hitze zu einem Bächlein geschrumpft. Libellen flitzen über die hohen Steine. Eschenblätter fallen von den Bäumen und schwimmen auf dem Wasser.

Mélo die läuft über den Kies bis zum Bachrand. Sie bückt sich und taucht ihre Hände ein, wäscht den Dreck ab, herrlich, wie kühl, wie kalt, wie fast eisig das Wasser ist. Was für ein aufregendes Gefühl mit einem Mal. Da steht sie nun, unsichtbar im hübschen Baumschatten, unsichtbar und geschützt, als hätte sich das dunkelgrüne Unkraut hinter ihr wieder aufgerichtet und ihr den Rückweg versperrt.

Fast glücklich läuft sie am schmalen Strand entlang, folgt dem Bach bis zur Biegung. Und sie läuft um die Biegung und sieht, dass das Wasser völlig überraschend in einen tiefen, seegrünen Weiher fließt. Sie starrt auf den Weiher. Ein Bach, der wieder ein Fluss zu sein versucht! Also kann auch die Natur ein Gedächtnis haben – kann sie das wirklich? –, genau wie sie, Mélo die, ein Gedächtnis hat und sich an das erinnert, was eigentlich aus ihr hätte werden sollen und wo. Denn so kommt es ihr vor, es ist, als ob der Bach *sich nach dem Weiher gesehnt hätte*. Es war ihm peinlich, nur ein Bächlein, ein Rinnsal zu sein. Er war vielleicht sogar traurig, bedrückt, genau wie sie selbst, das »Herz war ihm schwer«, wie Maman es nennen würde. Aber jetzt, wo er mit dem großartigen, tiefen Weiher vereint ist, weiß er, dass er nach Hause gekommen ist.

Eine ganze Weile steht Mélo die da und schaut. Dann überkommt sie plötzlich eine große Lust, ihren juckenden, sonnenverbrannten Körper im Wasser zu baden. Sie schaut sich um, halb darauf gefasst, dass die Lehrerin durch den Vorhang der jungen Bäume tritt. Aber da ist niemand.

Schuhe. Jeans. T-Shirt. Sie zieht alles aus, bis auf eine kleine

rot-weiße Unterhose, die aus dem Monoprix auf den Champs-Élysées stammt. Dann klettert sie auf den ersten der Felsblöcke, die sie vom Weiher trennen. Und nun hüpfte sie geschickt von Felsblock zu Felsblock bis zu dem höchsten, der mitten im Bach steht, und ihr fällt ein, wie ihr Trainer im Schwimmclub zu den anderen Kindern sagte: »Seht euch Mélodie an. So möchte ich, dass ihr alle ausseht, wenn ihr taucht: wie ein Vogel, anmutig und leicht.«

Und also wird sie jetzt tauchen. Sie setzt ihren nackten Fuß an die Kante des hellen Steins. Sie will gerade zu einem sauberen Kopfsprung ansetzen, will gerade in die belebende Kühle des Weihers eintauchen, als sie ... im äußersten Augenwinkel etwas sieht, das dort nicht sein sollte. Auf den ersten Blick erkennt sie nicht, was es ist. Sie muss noch einmal hinsehen. Sie muss hinstarren.

Und dann beginnt sie zu schreien.

Der Wandteppich (»Französisch, ländliche Szene, spätes Louis XV, Aubusson«) zeigte eine Gruppe elegant gekleideter Aristokraten, die im Schatten breitblättriger Bäume im Gras saßen. Zwei Bedienstete, ein älterer Mann und eine junge Frau, näherten sich der Gruppe mit Fleisch, Brot, Wein und Früchten.

Ein Hund lag schlafend in der Sonne. Im Hintergrund (»Partielle Abnutzungen, Webstruktur leicht verhärtet«) war eine Wiese voller Blumen zu erkennen. Der Rand war aufwendig gestaltet (»Herkömmliche Randmusterung: Wappen, Rosen, Eichenblätter«), die Farben (»Rot, Blau und Grün auf neutralem Grund«) wirkten dezent und ansprechend.

An einem kalten Frühlingmorgen stand Anthony Verey in seinem Londoner Laden, *Anthony Verey Antiquitäten*, wärmte sich die Hände an einem Becher mit Kaffee und schaute zu seinem Wandteppich hoch. Der Teppich war schon lange in seinem Besitz. Vier Jahre? Fünf? Ersteigert auf einer Privatauktion in Suffolk. Er hatte ihn so unbedingt haben wollen, dass er mehr als tausend Pfund über den Mindestpreis von sechstausend Pfund gegangen war, und als er im Laden angeliefert wurde, ließ er ihn ganz hinten an die Wand hängen, gegenüber vom Schreibtisch, an dem er in letzter Zeit ständig saß und so tat, als hätte er irgendwelche Arbeiten zu erledigen. In Wirklichkeit aber bewachte er in einem Zustand leichter Tagträumerei seine herrlichen Besitztümer – seine *Lieblinge*, wie er sie nannte –, und manchmal schaute er an ihnen vorbei zum Fenster und beobachtete die Fußgänger auf der Pimlico Road.

Als der Wandteppich erst einmal aufgehängt war, fand Anthony die Vorstellung, das Stück zu verkaufen, zunehmend beunruhigend. Der angesetzte Verkaufspreis – 14 000 Pfund –

sollte mögliche Käufer abschrecken, tatsächlich existierte dieser Preis allerdings nur in Anthonys Kopf, er stand nirgendwo. Manchmal behauptete er, nach dem Wandteppich gefragt, er besitze ihn gar nicht, habe ihn nur in Verwahrung. Manchmal verkündete er, der Verkaufspreis bewege sich »in der Gegend von 19 000 Pfund«, und wartete gespannt auf das Zusammenzucken der Interessenten. Und manchmal erklärte er geradeheraus, der Teppich stehe nicht zum Verkauf. Er war sein: sein eigener Louis XV Aubusson. In seinem tiefsten Herzen wusste Anthony, dass er sich nie von ihm trennen würde.

Anthony war ein Mann von vierundsechzig Jahren, mittelgroß und mit dichtem grauen, welligen Haar. Heute trug er einen roten Rollkragenpullover aus Kaschmir unter einem weichen braunen Tweedjackett. Es war nie sehr warm im Laden, denn bei Temperaturen über fünfzehn Grad neigten die *Lieb-linge* dazu, abzuplatzen, sich zu verziehen, auszubleichen oder zu reißen. Anthony selbst fürchtete jedoch die Kälte, hager wie er war. Er hatte an seinem Schreibtisch einen schweren alten Ölradiator stehen, der an Winternachmittagen kameradschaftlich knackte. Er trank eine Menge sehr heißen, gelegentlich mit Kognak gewürzten Kaffee. Er trug Thermosocken. Manchmal sogar einen Schal und wollene Handschuhe.

Er wusste, dass dieses umständliche Theater um die *Lieb-linge* exzentrisch war, doch das kümmerte ihn nicht. Anthony Verey hatte keine Ehefrau, weder männliche noch weibliche Geliebte, keine Kinder, Hunde oder Katzen. Im Laufe seines Lebens hatte er all das in unterschiedlichen Paarungen und Kombinationen besessen – alles außer einem Kind. Doch jetzt war er allein. Er war zu einem Mann geworden, der Einrichtungsgegenstände liebte und sonst nichts.

Anthony trank den Kaffee in kleinen Schlucken. Sein Blick ruhte noch immer auf dem Wandteppich mit den Aristokraten, die rechts, vor den Bäumen, saßen, während die Bediensteten sich von links näherten. Der schlafende Hund und die fröh-

lichen, erwartungsvollen Gesichter der Menschen sprachen von einem Augenblick ungestörter, genussvoller Zufriedenheit. Gerade wurde das Mittagessen gebracht. Die Sonne brannte vom Himmel.

Aber da war noch etwas. Ganz am Rand der Szene, in der äußersten rechten Ecke, fast zwischen Laubwerk verborgen, war ein finsternes Gesicht zu erkennen, das Gesicht einer alten Frau. Auf ihrem Kopf saß eine schwarze Mütze. Sie richtete einen außerordentlich bösen Blick auf die Menschen im Gras. Aber niemand schenkte ihr auch nur die geringste Beachtung. Es war, als nähmen sie die Frau einfach nicht wahr.

Immer wieder ertappte Anthony sich dabei, wie er das Gesicht dieser alten Frau ausgiebig studierte. War sie Teil des ursprünglichen Entwurfs? Sie schien unwirklich zu sein: ein körperloses Gesicht, eine knotige Hand am Kinn, der ganze übrige Körper von Bäumen verborgen. Hatten die Tapissiereweber (»Wahrscheinlich aus der Werkstatt des Pierre Dumonteil, 1732-1787«) sich ihre monotone Arbeit dadurch angenehmer gemacht, dass sie dieses kleine, aber aufschlussreiche Detail aus eigenem Entschluss hinzugefügt hatten?

Anthony trank den letzten Rest Kaffee und wollte gerade an seinen Schreibtisch gehen, um eher halbherzig die wöchentlichen Abrechnungen zu erledigen, als ihm etwas Besonderes ins Auge fiel. Ein loser Faden im Gewebe.

Eine der Halogenlampen schien direkt auf die Stelle. Der schwarze Faden hing über der Stirn der Frau, als handelte es sich um eine Haarsträhne des alten Weibs. Anthony setzte seinen Becher ab. Er streckte die Hand aus und nahm den feinen, seidenen Faden zwischen Daumen und Zeigefinger.

Der Faden war kaum einen Zentimeter lang. Er fühlte sich außerordentlich weich an, und Anthony ließ seine Hand dort oben, rieb den Faden eine Weile, vielleicht eine Minute, es hätten aber auch drei Minuten oder vier oder sogar sieben sein können, auf jeden Fall so lange, dass ihm die schockierende und

unumstößliche Tatsache, die das Leben ihm da ganz plötzlich offenbart hatte, voll ins Bewusstsein dringen konnte: Wenn er starb, würde er nicht das kleinste Fragment, keine einzige Scherbe von auch nur einem seiner *Lieblinge* mit ins Grab nehmen können. Und falls sich herausstellen sollte, dass es irgendein Jenseits gab, was er bezweifelte, hätte er *gar nichts* dabei, das ihn dort trösten könnte, nicht einmal diesen schwarzen Seidenfaden, der keinen Zentimeter lang war.

Die Türglocke ertönte und weckte Anthony aus diesem Trancezustand, den er, in all den kommenden Tagen und Wochen, im Nachhinein für überaus bedeutsam halten sollte. Ein Mann im Nadelstreifenanzug und mit rosafarbener Krawatte betrat das Geschäft. Er blickte sich um. Kein Händler, entschied Anthony sofort, nicht einmal ein privater Sammler, nur einer der *reichen Ahnungslosen*, die erst dieses und dann jenes anschauen und gar nicht wissen, was sie da sehen ...

Anthony wartete, bis der Ignorant beim teuersten Objekt des Ladens angelangt war, einem Konsoltischchen aus vergoldetem Holz mit Marmorplatte («Platte mit Marmoreinlagen und Umrandungen im *verde-antico*-Dekor, erstes Viertel 19. Jh., italienisch. Das vergoldete Gestell und die stützenden stehenden Atlasfiguren drittes Viertel 18. Jh. Ebenfalls italienisch.«), und näherte sich ihm dann langsam.

»Kann ich Ihnen vielleicht behilflich sein?«

»Ja«, sagte der Mann, »wahrscheinlich. Ich suche nach einem Hochzeitsgeschenk für meine Schwester. Sie kaufen sich ein Haus in Fulham. Ich würde ihnen gern etwas ... ich weiß nicht ... vielleicht für die Diele schenken. Etwas, das allen ... ähm ... auffällt.«

»So«, sagte Anthony. »Für die Diele. Nun ...«

Er registrierte, wie der Mann mit großen Augen die vergoldeten Atlasfiguren anstaunte, weshalb er direkt zu dem Konsoltischchen ging und liebevoll über die Marmorplatte strich. »Das ist ein Prachtexemplar«, sagte Anthony, und seine Stimme hatte

noch immer diesen nicht ganz feinen Akzent, nur hatte er es inzwischen aufgegeben, ihn zu unterdrücken. »Ein absolutes Traumschiff. Aber es braucht Raum für einen angemessenen Auftritt. Wie groß ist denn die Diele Ihrer Schwester?«

»Keine Ahnung«, sagte der Mann. »Hab sie noch nicht gesehen. Aber die goldenen Cherubim oder was das da sein soll, die gefallen mir. Machen ordentlich was her! Und ... ähm ... der Preis?«

Anthony setzte seine Brille auf, bückte sich und suchte eine ganze Weile nach dem Schildchen, das an dem marmornen Sockel mit den stehenden Atlasfiguren klebte. Er richtete sich wieder auf und sagte ohne jedes Lächeln: »Achtundzwanzigtausend.«

»Okay«, sagte der Mann und befragte die rosafarbene Seidenkrawatte mit seiner fleischigen Hand. »Ich werde noch mal drüber nachdenken. Ich hatte wohl eher auf ein Schnäppchen gehofft.«

»Ein *Schnäppchen*?«, sagte Anthony. »Vergessen Sie bitte nicht, wir sind hier in Pimlico.«

Pimlico.

Nein, nicht direkt Pimlico. Immer noch Chelsea. Das westliche Ende der Pimlico Road, London SW3, Anthonys Zuhause, seine Wohngegend, sein Leben seit nunmehr vierzig Jahren, der Ort, wo ihn sein Wissen, seine Schlaueit, sein Charme einmal hatten reich werden lassen. Nicht nur reich. Hier war er zum Star der Antiquitätenwelt geworden. Händler sprachen seinen Namen mit Ehrfurcht aus: Anthony Verey; *der* Anthony Verey. Keine wichtige Auktion, kein Privatverkauf, keine Vernissage einer Galerie hätte stattfinden können, ohne dass er eingeladen worden wäre. Er kannte sie alle: kannte ihren Platz in der Hierarchie der Händler und Besitzer, ihre Schwachstellen, ihre Misserfolge, ihre unerträglichen Triumphe. In diesem kleinen, aber opulenten Reich agierte er wie ein verwöhnter Prinz, der *Invidia* den Hof machte.